25. Dezember 1934 | Beilage zum Posener Tageblatt | Nummer 293

# In freier Stunde

## Sensation in Heiligenburg

(19. Fortsetzung)

Roman von Ernst Klein

„Er ist wie ein Tier," redete die junge Frau weiter. „Nein: schlimmer! Ein Tier hat Besinnung; es freut sich, es fürchtet sich. Das ist alles nicht bei ihm. Ich hab' durchs Guckloch in seine Zelle hineingesehen . . . Mein Gott — ich hätt' ihn beinah nicht wiedererkannt! Er ist so — so aufgequollen . . . Und die Anfälle —! Er brüllt . . . Und zu denken, was er für ein eleganter, fescher Mensch war! Die Figur! Die Haltung!"

Das Wort des Propstes rumorte in Martins Hirn: „Die Sünden der Väter . . ." Ein Trost? Nutzanwendung an sich selbst?

„Die Aerzte wundern sich, daß er's noch aushält," fuhr Irma fort. „Sie geben ihm keine vier Wochen," setzte sie ganz leise hinzu.

Schweigend tranken sie ihren Kaffee. Martin zahlte, und man stieg wieder ins Auto.

Fünfzehn Minuten später fuhren sie in Heiligenburg ein. Das sperrte Augen und Mund auf und kannte sich erst recht nicht aus. Es wußte, daß Dr. Wagenmeister nach Wien gefahren war. Nun holte ihn die Baronin in ihrem eigenen Auto zurück? Heiligenburg geriet in höchste Aufregung. Der Kosmos, in dessen Mittelpunkt das ehrwürdige Heiligenburger Rathaus stand, wurde in seinen Grundfesten erschüttert.

Christine und die Gräfin brachten Irma, die sich doch ein bißchen zuviel zugetraut hatte, zu Bett.

Martin schimpfte und randalierte und mußte warten, bis die Patientin ausgekleidet war. „Eigentlich müßt' ich mir die Wunde ansehn!" begehrte er auf, als er endlich zu ihr konnte.

Sie zog die Decke bis ans Kinn und wurde dunkelrot. Da wurde er selber verlegen und beschäftigte sich mit ihrem Puls, gab allerlei Verhaltungsmaßregeln, erklärte, morgen vormittag wiederzukommen und marschierte ins Spital ab. Christine blieb bei der Freundin.

Auf dem Schreibtisch in Martins Ordinationszimmer lag ein Brief Richards: „Lieber Martin! Ich halte es für das Beste, Christine und Dir auf diese Weise Lebewohl zu sagen. Anders täte es uns allen unnötig weh. Ihr seid in Wien, und wenn Ihr zurückkommt, bin ich nicht mehr in Heiligenburg . . . Brauch' ich Dir zu versichern, daß ich als halber Mensch fortgehe? Martin, ich habe mir seit unserer Unterredung den Kopf zerbrochen, ob es denn keinen anderen Ausweg für mich gäbe. Ich habe keinen gefunden. Du wirst mich einen Feigling und Schwächling nennen, aber ich bin ein Produkt der Verhältnisse, in denen ich groß geworden bin. Ich liebe Christine und gebe die Hoffnung nicht auf, sie doch noch eines Tages zum Altar führen zu können. Aber aus meiner Bahn geworfen, wäre ich eine verlorene Existenz und würde die Frau, die ich mehr liebe als alles auf der Welt, nur unglücklich machen . . . Wird das Christine verstehen? Ich glaube: wohl. Wird sie verzeihen? Ich fürchte: nein. Deshalb lege ich mein Geschick und auch das ihrige in Deine Hand, Martin. Du brauchst mich nur zu rufen, und ich komme. Wann es auch immer ist. Ich warte, Martin! Sage das Christine! — Dein Richard Weyer."

Martin kam spät am Abend nach Hause und fand Christine im Garten. Sie saß auf der Bank, den Kopf in die Hand gestützt, und hatte einen Brief im Schoß. „Richard ist fort," sagte sie.

Der Bruder setzte sich zu ihr. „Christel, er will wiederkommen! Wir müssen in doch begreifen — —"

Sie drehte sich zu ihm hin. „Wie kann er wiederkommen, wenn du mir nicht vertrauen willst? Martin, zu wem sollst du denn sprechen, wenn nicht zu mir?" Und ehe er noch erwidern konnte, fügte sie hinzu: „Man kommt nicht wieder, wenn man so fortgegangen ist!"

Martin hatte den Rest des Versicherungsgeldes in seiner Rocktasche: ein dickes Banknotenbündel, das auf einmal ein Gewicht hatte, wie wenn es aus Bleiplatten bestünde. Er streckte die Hand danach aus und zog sie wieder zurück.

Am nächsten Morgen begab er sich in die Sparkasse und zählte Strobl das Geld auf den Tisch. „Ich möchte diese fünfundzwanzigtausend Schilling auf den Namen meiner Schwester einzahlen."

Strobl verzog keine Miene. Er füllte das Einlageformular aus, unterschrieb und stempelte die Quittung. Es war gerade Markttag und daher viel zu tun, und die Kanzlei der Kasse gedrängt voll. Kunden und Angestellte sperrten die Mäuler auf, als Martin sein Banknotenpaket hervorholte.

An dem Schreibtisch, ganz am Rande des weiten Raumes, unmittelbar vor dem großen Safe, hatte früher der alte Wagenmeister gethront. Nun wuchtete ein fremder Mann dort.

„Das ist der Revisor aus Wien," erklärte Strobl.

### 27. Kapitel

Irma saß auf der Terrasse, die sich längs der Rückfront erstreckte. Von ihr zog sich der Garten über den sanften Hang zum Fluß hinunter, und weit hinaus ging der Blick in das Land. Den hohen, spitzen Kirchturm von Waidhofen sah man, die bewaldeten Hügel, an deren Fuß sich die Thaya hinschlängelte. Kleine, uralte Nester in grünen Gärten. In viereckigen Streifen Feld an Feld: braun, grün, golden. Und weit im Umkreise nicht ein einziger Fabrikschornstein. Unendlicher Friede in diesem Bilde, voll Zauber selbst für ein so ruheloses Weltkind wie Irma Atterstein . . .

trocken war und krachte. Er unterhielt sich mit dem Tier die ganze Nacht über. Es wollte nicht schlafen. Immer wieder hob es den Kopf, sah nach diesem Menschen, der ihm Gutes tat, und auch Albrecht fand keinen Schlaf.

Der Sturm orgelte draußen an den Wänden vorbei. Er trieb den Schnee an, häufte ihn hoch und höher. Albrecht sah manchmal nach Die ganze Nacht über schneite es. Und als der Morgen kam, schneite es weiter. So war er allein mit dem Tier. Auf hohen Bergen. Während sie unten in den Tälern zu dem Fest rüsteten, die Bäume schmückten und die Kuchen und Braten bereiteten. War er allein. Allein? Doch nicht, er hatte ein Lebewesen mit sich, dem er vertrauen konnte.

Aber da . . ., hatte sich das Reh nicht am Fuß verletzt? Es konnte nicht gehen, wie sonst. Er tastete den schlanken Fuß ab, das Tier zuckte, pfiff manchmal leise aber doch hörbar auf. Albrecht überlegte. Er wußte, dort unten, wo der Wald begann, bald hinter der ersten Schneise, lag ein Forsthaus. Ob er das Tier hinabtragen sollte? Er sah nach dem Wetter aus. Es war Mittag. Das Schneien hatte wirklich aufgehört, und Albrecht schuf einen schmalen Weg. Bevor er ging, sah er das Tier noch einmal an. Es blickte auf ihn, als wüßte es um sein Beginnen. Er sah in diesen Blick der großen, braunen Augen. Er empfand etwas Sonderbares. Dieser Blick . . ., dieser Blick . . ., erinnerte er ihn nicht an einen Menschen? Und wie sich das Tier an ihn schmiegte, sanft, zart, leise . . .

Plötzlich fiel es ihm ein. Er kannte ein Mädchen drüben in der Stadt. Sie hieß Stine. Er war nicht gut zu ihr, die, um Geld zu verdienen, eine Arbeit tat, die ihm nicht behagte. Aber Stine war ein rechtschaffenes, sauberes Mädchen. Und sie hatte Augen wie ein Reh. Sonderbar, er mußte immer an Stine denken. Immer an Stine. Er streichelte das Tier, blickte in die Ferne, in die überschneite Welt. Dann stand er auf, hob das Tier auf seine Arme und trug es den langen Weg hinab. Als er endlich damit zum Förster kam, war es schon weit im Nachmittag. In der Stube schmückte man den Baum, steckte die Lichter an. Die Kinder trieben sich um dieses geheimnisvolle Zimmer herum. Albrecht stand nicht lange, er sprach nicht viel. Eine Sehnsucht ergriff sein Herz. Er hörte nicht auf die Rede des Försters und der Försterin, er stieg den kürzesten Weg ab, den ihm der älteste Försterjunge, ein Weilchen ihn begleitend, zeigte. Im Tal suchte er die Station, und als er mit dem Zug in der nächsten Stadt ankam, da brannten schon die Lichter in den Häusern. Ihm war es, als würde er mit jeder Sekunde etwas Großes versäumen.

Er eilte durch die Straßen. Weit hinter ihm standen die Schneeberge einsam in der Nacht. Aber durch die Straßen ging das Kind der Heiligen Nacht.

Als er vor der Tür stand und läutete, klopfte ihm das Herz. Er hatte ja soviel gutzumachen. Er war nicht gerecht, er war unklug, er hatte die Güte nicht gesehen, weil die große Schönheit sie nicht einhüllte. Aber nun . . . die Lichter . . . die Augen . . . wie war dies alles doch? Es war so einfach und natürlich. Es war so selbstverständlich.

„Guten Abend, Stine!" sagte er, als die Tür geöffnet wurde. Und Stine sah ihn erst ein wenig verwundert an, dann glitt ein frohes Lächeln über ihr Gesicht.

---

# Mein erstes Interview

**Von Gerd Krollpfeiffer**

„Ein Journalist muß alles können, und ein angehender Journalist muß alles lernen!" Diesen weisen Wahlspruch sagte ich immerfort in Gedanken vor mich hin, als ich mich auf dem Wege zu meinem ersten Interview befand.

Ein wenig komisch war mir zumute, muß ich gestehen, aber — und das erleichterte mein bedrücktes Herz — mein Interview galt nicht als ein unvorbereiteter Ueberfall, wie man es so oft von frechen Reportern zu erzählen weiß. Nein, bei mir war alles in Ordnung: ich kam gewissermaßen auf „legalem Wege".

Man hatte von der Schriftleitung aus angerufen, „ob ein junger Journalist Herrn Rudolf Presber einmal kurz besuchen könnte. Einige Auskünfte, nicht wahr?" . . .

— „Ja, gewiß doch, Herr Doktor läßt am Dienstag zum Abendessen bitten!" —

Na also! Mehr kann man nicht verlangen!

Mit einem Blumenstrauß für die gnädige Frau, einem Notizblock mit Bleistift und vielen wohlgeformten Fragen und Redensarten ausgerüstet, stand ich pünktlich vor der Tür der Presberschen Villa. Aber ach, es sollte ganz anders kommen, als ich gedacht hatte.

Meinen Blumenstrauß wurde ich allerdings los bei der charmanten Dame des Hauses, aber meine wohlgeformten Fragen und Redensarten . . .

Ich will alles der Reihe nach erzählen:

Der Hausherr empfing mich mit seiner Gattin in seinem Arbeitszimmer. Nach kurzer Begrüßung gingen wir zu Tisch. (Es gab erfreuliche Sachen, und einen Wein, sag' ich Ihnen!)

Leicht und munter floß die Unterhaltung dahin. Es war wirklich gemütlich, aber ich mußte doch schließlich auch mal meine Fragen anbringen! Doch immer, wenn ich darauf zu sprechen kommen wollte, bog der Hausherr geschickt ab.

Nach dem Essen versammelten sich die Herren (das waren der Gastgeber und ich) nach schwierigem Abstieg über eine schmale Treppe in dem urgemütlichen, mit sehenswerten Zeichnungen und Autographen ausgestatteten „Trink-Keller". Ich war in sichtlich gehobener Stimmung, hatte ich doch aus lieber Gewohnheit vier bis fünf Gläser von dem herrlichen Tischwein getrunken. Wir setzten uns an den kantigen Holztisch, das Mädchen brachte mehrere „Fläschchen" und erhielt den Auftrag, jede Stunde durch Klopfen die Zeit anzusagen.

Ich dagegen besann mich auf den Zweck meines Hierseins, zückte Bleistift und Papier und begann: „Herr Doktor, können Sie mir etwas über die dichterische Eigenart Ihrer Arbeit sagen?"

„Aber gewiß, gern," sagte mein Gastgeber, „wissen Sie, der Erfolg meiner Sachen hängt von der Echtheit des Gefühls und der Anschaulichkeit der Stimmung ab. Meine Art ist die Freude am Kleinen! Ich stelle das Kleine über das Große: das leichte Knallen eines Sektpfropfens kann als Anregung für eine heitere Geschichte, ja für einen ganzen Roman mehr bedeuten . . . Aber, junger Freund, da wir gerade davon reden: Prosit, mein Lieber!"

Ich tat gern und gründlich Bescheid, und wir entkorkten die zweite Flasche.

„Auch Sie gehören wohl zu den Dichtern, denen der Wein ‚schöpferische Anregung' bietet?" konnte ich mich nicht enthalten zu bemerken.

„Anregung gewiß, aber auch nicht mehr!" erwiderte der Hausherr. „Dies Trinkzimmerchen darf keine falschen Vorstellungen in Ihnen erwecken. Man hat ja schließlich auch ein Badezimmer, ohne deshalb gleich den ganzen Tag in der Wanne zu sitzen. Vor 8 Uhr abends geht kein Tropfen Alkohol durch meine Kehle. Der Kopf will klar sein zur Arbeit. Aber, ich gebe zu: wenn der Tag irgendeine Schwierigkeit beim Schaffen nicht gelöst hat, ist oft am Abend beim dritten oder vierten Glas der glückliche Einfall da und befruchtet dann den nächsten, völlig alkoholfreien Morgen."

Ich freute mich im stillen, daß es Abend war, denn ich glaube kaum, daß ein Morgenbesuch so anregend verlaufen wäre . . . Wie gesagt: der Wein war gut, der Hausherr plauderte köstlich, Block und Bleistift waren längst in der Rocktasche verschwunden — und ich unterhielt mich königlich!

So erfuhr ich zwischen Ernst und Scherz von dem stillen, tätigen Leben eines liebenswürdigen Dichters und Menschen, und von seiner großen Liebe zu Kindern und Tieren. Ich hörte vom „Bruder Benjamin" und vom „Haus Ithaka" und der Verwobenheit von Erlebnis und Dichtung, die für den, der zu lesen versteht, in allen Büchern Presbers spürbar ist.

Und alles, was mein Gastgeber erzählte, war durchsonnt von einem unverwüstlichen und köstlichen Humor, der schließlich auch mich in die beschwingteste Laune versetzte.

Der dienstbare Geist klopfte uns unsanft aus unserer frohen Stimmung heraus. Es war Zeit zum Aufbruch. Von meiner anfänglichen „Prominenten-Platzangst" war nichts geblieben, und ich fand das Interview herrlich!

Aber es war schon dafür gesorgt, daß der neugepflanzte Baum meines Reporter-Selbstbewußtseins nicht in den Himmel wuchs. Denn zum Abschied führte mich Presber mit gewichtiger Miene zu einem Tischchen, auf dem ein Buch lag. „Das ist mein Gästebuch!" erklärte er. „Auf der ersten Seite finden Sie das Bild des größten Trinkers, der je hier war. Schlagen Sie es nur auf!"

Neugierig schlug ich das Buch auf und blickte in einen — Spiegel, aus dem mir mein von froher Weinlaune gerötetes Gesicht entgegenlächelte.

Der Hausherr freute sich diebisch über seinen gelungenen Scherz. Ich aber verabschiedete mich, wohl etwas ernüchtert, aber doch in dem stolzen Bewußtsein, daß — auch ein Spiegel schwindeln kann: Denn ich bin doch kein Trinker! —

Oder meinen Sie?

Das war mein erstes Interview.

## ■ Fröhliche Ecke ■

**Einnehmendes Wesen**

„Dieser Kreuzberg, den du mir neulich vorgestellt hast, hat gestern beim Spiel zwanzig Mark von mir gewonnen!"

„Siehst du, habe ich nicht gleich gesagt, er gewinnt bei näherer Bekanntschaft!"

•

**Vogelschreck.** „Wenn Tante Laura sich in den Gemüsegarten setzt, sind die Spatzen sofort verschwunden — die flüchten dann alle auf die Vogelscheuche!"

„Schön das Land, nicht wahr?" Die Stimme Martins hinter ihr.

Sie regte sich nicht. Sie hatte die Augen geschlossen, und er begeisterte sich wieder an der Weichheit der langen Wimpern. Zart, kühn und pikant die Form ihres Gesichtchens — vielleicht ein wenig zu spitz nach dem Krankenlager, dafür um so rührender.

Martin wurde es heiß und kalt, wie er da hinter ihr stand und auf sie herabblickte. Doch stille Verzückung war weder ihre noch seine Sache. „Na, wie geht's?" fragte er, trat um ihren Strohsessel herum und stellte sich vor sie hin.

„Großartig! Ich hab' tadellos geschlafen und hätte Lust zu einer Autotour . . ."

„Und die Wunde?"

Wieder huschte Röte in ihre Wangen. „Ich spür' sie gar nicht mehr." Sie wies auf den Rohrsessel neben ihr. „Setzen Sie sich, Doktor! Ich hab' mit Ihnen zu reden. Da auf dem Tisch sind Zigaretten!"

Martin zog den Schnurrbart zwischen die Zähne und blieb stehen. Sie blickte zu ihm auf — da setzte er sich.

„Christine geht zugrunde," sagte sie. „Und wissen Sie, wer sie zugrundegerichtet hat? Sie! Und soll ich Ihnen sagen, warum? Wollen Sie es hören?"

„Ich schätze: Auch wenn ich es nicht hören will, sagen Sie mir's trotzdem . . ." Mit Christine konnte er reden. Mit Therese Barth — dieser Frau gegenüber war er wehrlos. Und weil er wußte, daß sie das wußte, eben deshalb war er wehrlos.

„Christine hat mir alles anvertraut," begann sie. „Was Herr Strobl ihr gesagt hat. Daß Dr. Weyer sich nach Graz versetzen läßt. Und Ihre Geschichte von dem Sanatorium in Pörtschach . . ." Der Spitzbub' pfuschte dem Mentor ins Handwerk: „Was Gescheiteres ist Ihnen wohl nicht eingefallen?"

Er antwortete nicht. Aber unter dem buschigen Haar legte sich die breite Stirn in böse Falten.

„Warten Sie noch, ehe Sie grob werden!" Sie stellte den rechten Fuß auf die Spitze des linken und wippte ihn hin und her. „Ich weiß auch von dieser geheimnisvollen Frau. Ja . . ." Wieder lachte der Spitzbub aus ihren dunklen Augen. „Ich müßte mich vor mir selber schämen, hätt' ich das nicht aus dem Franzl herausgeholt. Aber ich nehm' die Geschichte mit der Frau so, wie sie genommen werden soll . . ." Sie wurde ernster und ernster. Sie wurde eindringlich. Sie lehnte sich zurück und ließ die Augen nicht von ihm. „Martin, Ihnen steht die Rolle des Geheimniskrämers gar nicht! Sie sind ein so ehrlicher, anständiger Mensch . . . Sie sollen ja nicht mit mir reden! Will ich gar nicht . . . Aber Christine? Die muß den Mann herhaben, den sie liebhat . . . Sollte sie nicht das Recht haben, zu erfahren, warum sie ihn hergeben muß?"

Martin erhob sich und ging, die Hände in den Hosentaschen, auf und ab. Sein Schritt, schwer und wuchtig, dröhnte auf den Steinquadern. Ihr Blick folgte ihm, und er fühlte ihn.

„Ich will Ihnen noch etwas sagen," fuhr sie fort. „Es ist nicht schwer, sich zusammenzureimen, was Sie tun oder getan haben. Ohne daß ich etwas Rechtes wußte, hab' ich der Christel schon in Wien gesagt: ‚Sicher irgendwas ganz Heroisches und total Verrücktes!' Jetzt ist mir alles klar, und ich sage Ihnen: Sie haben ein Verbrechen begangen!"

Er fuhr herum.

Ihre Augen waren weich und voller Verständnis. „Sie leben, Christine lebt — und ein Grab . . . Verstehen Sie, was ich meine, Martin?"

Was sagte sie ihm Neues? Nicht ein Wort! Nicht einen Gedanken! Von allem Anfang an war ihm klar gewesen, daß sein ganzes Problem nur zwischen dem toten Vater und der lebenden Schwester lag. Das war die harte Last auf seinen Schultern. Richards Brief verdoppelte sie. „Deshalb lege ich mein Geschick und auch das ihrige in deine Hand . . ." In diesem Moment dachte er an niemand anders, als an sich selbst. Nur an sich. Er persönlich wollte sich vor dieser Frau rechtfertigen. Zum ersten Male empfand und überlegte er als Egoist. „Frau Baronin, ich hab' mir das alles selber gesagt. Aber ich kann nicht anders. Ich hab' ja die Christel gebeten, sie solle Geduld haben . . . Herrgott im Himmel, man muß so geschwollen daherreden — aber vorläufig müßt ihr mir glauben: die Christel und —"

„Ich?" Sie lächelte in die friedliche, schöne Sonnenlandschaft hinaus.

„Ja: Sie!"

Schritte auf der Terrasse. Der Kammerdiener:

„Frau Baronin, Herr Notar Dr. Reisenberger —"

„Ich lasse bitten!" Der Kammerdiener verschwand, und sie hielt Martin die Hand hin: „Wir verstehen uns?"

Er wollte die Hand küssen, doch sie zog sie rasch zurück. „Seit wann küßt der Arzt der Patientin die Hand? Galante Doktoren machen mich mißtrauisch! Großer Gott, wenn Mama das sähe! Oder gar der alte Herr Reisenberger, der doch für meine Tugend vor Gericht kämpfen muß!"

Der Notar erschien, bis an die Glatze angefüllt mit betulicher Geschäftigkeit. Er nickte Martin kurz zu und kramte stöhnend aus der Rocktasche ein zusammengekniffenes Aktenstück heraus. „Der Schriftsatz der Gegenseite! Ich muß sofort darauf antworten, denn der Termin soll gleich Anfang nächster Woche stattfinden. Wenn ich mir erlauben dürfte, einige Fragen an Frau Baronin zu richten?"

„Geben Sie her, Herr Doktor!" bat Irma mit halbem Lachen. „Kann mir denken, was meine liebe Schwägerin alles zu sagen hat. Das muß ich selber lesen!"

Der Notar preßte das Aktenstück mit dem Ausdruck höchsten Schreckens an die Brust. „Unmöglich! Es werden darin Behauptungen aufgestellt — —"

„Gerade deshalb!"

Die Gräfin Sandenburg kam herzu, wurde eingeweiht und empörte sich. Ihre Entrüstung ging in bares Entsetzen über, als sie Irmas Entschluß vernahm, bei der Verhandlung persönlich zu erscheinen. „Irma, der Skandal —!"

„Den Skandal machen die andern, nicht ich! Wovor soll ich mich also fürchten? Nicht wahr, meine Herren?"

Diese Frage war an beide Männer gerichtet, doch sie sah Martin dabei an.

„Ganz meine Ansicht!" sagte der und nahm seine Amtshandlung als Arzt in literarischem Hochdeutsch wieder auf: „Sie müssen sich natürlich schonen, Frau Baronin! Um Gottes willen: keine heftige Bewegung. Gegen das Auto hab' ich natürlich nichts, so lange ein anderer es lenkt. Morgen oder übermorgen schau ich wieder her. Küss' die Hand, Frau Gräfin! Respekt, Reisenberger!"

(Fortsetzung folgt)

## Wissenswertes Zahlenallerlei

Das menschliche Ohr vermag nur 7 Oktaven Töne zu hören, und zwar Töne, die 30 bis 30 000 Vibrationen in einer Sekunde haben. Spinnen vermögen Geräusche zu hören, die uns vollkommen unwahrnehmbar sind. Ohne ein herankommendes Insekt zu sehen, vermag die Spinne nur nach dem Ton des Fliegens zu entscheiden, was für ein Insekt es ist und in welchem Gemütszustande es sich befindet.

# Die Stimme

**Eine Christnachtgeschichte von Franz Friedrich Oberhauser**

Wenn der Bauer zur Mette in der Christnacht geht, dann ist ihm feiertäglich um's Herz. Zu Hause singen die Aepfel in der Röhre des großen Kachelofens, und pfeifen den feinen Duft in die Stube. Die Weihnachtsfeier ist vorbei, aber auf dem Tisch stehen die Dinge zum Labsal des Leibes, nach der Rückkehr von der Mette. Die kleinen Ereignisse des Tages treten zurück, das Herz ist versöhnlich gestimmt, die Gefühle sind frei.

Draußen steht der Schlitten, den der Aelteste führt. Die Pferde sind angeschirrt, die Weibsleut eingelullt in warmes Zeug, damit ihnen die Kälte nicht so leicht zukann.

Dann geht es aus dem Dorf hinaus, andere Schlitten kommen aus den Höfen und dann fährt die Karawane über die Felder dahin, die Berge hinauf bis zur Kirche. Die Glocken läuten prächtig durch die stille Winternacht. Die Sterne, meint man, läuten in ihrem Prunk schimmernd mit. Die Bäume stehen dunkel und hoch, manchmal streift ein Fuchs über das verschneite Moos. Oder ein Reh äugt der nächtlichen Fahrt verwundert nach.

„'s wär an der Zeit, Mo," sagt die Schlernbäuerin und drückt sich ein wenig an den Bauer, „daß 'd an die Hochzeiter denkst!"

Der Schlernbauer tut, als ob er nicht gehört hätte; er schaut geradeaus, wie sich die Laternen der Schlitten um die Schneisen ziehen.

„Ob 'st mich gehört hast? frag i!" redet sie weiter.

Er spürt ihren Leib neben dem seinen. Da schaut er sie an. Ist ihm nicht ganz recht, diese Frage, in der Nacht, während der Fahrt zum Kind der Welt.

„Freilich!" sagt er dann, „hab i dich g'hört. Was hast dann g'sagt?"

„Daß Zeit wär mit der Resei. Richtig Zeit. Die wird ja ganz blaß vor Kummer!"

„So? sollt halt mehr an d' Luft gehn. I sags ja immer, das kommt vom Stubenhocken! Der Sommer ist besser! Das ist die Zeit für an Bauer!"

„Es muaß andere Leut a geben. Nit nur Bauern, Schlerner."

„Freilig, freilig. Wie manst denn dos nachher?"

„Alle können nit Bauern sein. Und der Thomas ist ein rechtschaffener Mensch, wenn er a unser Lehrer ist. Aber du wirst es wohl wissen, seine Leut sind Bauersleut!"

„Warn!" sagt er bescheiden.

„Waren es, meinst? Weil es nimmer so geht? Daran sind die zwei Söhn schuld. Können aber auch nix dafür. Daran ist die Zeit schuld. Es wird scho wieder besser jetzt."

„Und wildern tans a! Pfui Teufi!"

„Aber Sepp, in der Heiligen Nacht!" stößt sie ihn an.

„Weil's wahr is! War sonst kein zwiderer Mensch. Vielleicht, daß er sichs noch überlegt . . . und aa Bauer wird!"

„Das ist nit unmöglich. Er will der Resei glaub i sogar an Grund kaufen, a Häuserl, guat gnut für den Anfang. Siehst, i bin so froh, daß wir endlich mit dir vernünftig reden können! Und daßt du bei mir . . ." sie lacht ihn ein wenig an, daß es ihm etwas heiß wird unter der warmen Decke, „a schlechte Erfahrung g'macht?"

„G'wiß nit!" stimmt er bei. „Aber der Fall liegt anders."

„Gar nix liegt anders," sagt sie kräftig. „D' Resei ist die fünfte, und soviel Höfe gibt's ja gar nit im ganzen Tal!"

„Es gibt aber mehr Täler als unseres!"

„A bockbaniger Lotter bist, sonst nix, du willst net, das is alles! Red mi nimmer an, hörst!"

„Freilig. Freilig. Was hast g'sagt?" Aber sie schwieg. Immer noch geht es durch den Wald, aber dann ist die Bergkirche da, in der nach alter Herkunft die Mette gesungen wird.

Ganz voll Menschen ist die kleine Kirche. Die Lichter flackern und der Geistliche redet schöne, kurze Worte und dann hebt einer zu singen an, so schön, so weich, so voll und kräftig und leise, daß sich die Köpfe umdrehn nach dem Sänger. Nur die Resei läßt den blondhaarigen Kopf tiefer sinken auf ihre Hände, und als der Schlernbauer schaut, und näherguckt, . . . ja . . . gibt es dos a! denkt er sich, „die woant ja!" Es ist ja schön, wirklich schön, wie der oben singt, ganz warm wird es einem ums Herz. Und immer noch singt er, und alle Leute schauen immer wieder hinauf und sehen niemand, wie aus dem Himmel herab kommt die Stimme. Die Lichter flattern freudig und hupfen auf, als wollten sie allesamt hinauf zu dem Sänger, und die Gesichter der Aposteln, so scheint es, drehen sich alle um und gucken genau so hinauf wie die Menschen. Es war eine merkwürdige Zeit, alle Herzen spüren es, alle Gefühle sind gelöst. Die Schlernbäuerin tastet nach der Hand der Resei und zwinkert ihr zu.

„Schön singt er, der Georg, dein Georg!" verbessert sie sich flüsternd. Dann schaut sie auf den Schlernbauern und sieht, wie er den Kopf geneigt hat, als müßt er nachdenken. Oder will er nicht haben, daß jemand in sein hartes Gesicht schaut? Was denkt er? Was sinniert er? Aber Frauen haben ein gutes Gefühl. Noch immer singt diese volle, wunderbare Stimme, irgendwo hinter Lichtern, Schimmern, in der Höhe . . . dann wird es plötzlich ruhig, Glockengetön rieselt, die Kerzen flattern nicht mehr, die Aposteln schauen ernst drein, nur einer scheint es, hat ein Lächeln zurückgehalten . . . Dann ist die Mette vorbei, und die Bauern drängen hinaus. Sammeln sich, dort ein Wörtl, da ein Wörtl, steigen ein, treffen Vereinbarungen, Besuche, Gegenbesuche . . . Nur der Herr Lehrer Georg kommt langsam und will zu Fuß den Weg zurück. Wie sich alle freuen über sein Lied. Und ihm die Hand entgegenstrecken. Das werden sie nie vergessen.

Plötzlich sagt der Schlernbauer: „Du, Weib, das wär ein Jodler! Der wann jodeln tat, das war a Freud!"

„Das kannst ja haben!" sagt die Bäuerin. Dann geht sie zwischen den anderen hindurch, und sagt, „Georg, fährst mit uns. Die Resei fährt auch mit! Aber jodeln muaßt . . . sunst kummt es zu nix. Hast mi verstanden?"

Da lacht der Georg Hochleitner und streckt dem Schlernbauern die Hand hin. „S'God!" sagt er, „Bauer!" „A so viel, Schulmaster. Ist a wahr, wann es kane Schulmeister gab, wären wir um die Halbscheid dümmer! Steig ein!"

Der Schlitten jagte dahin. Er kam aus der Reihe, er hatte Eile, er fuhr den anderen vor. Warum wußte niemand. Georg und die Resei waren ganz still, was war denn da in dieser Christnacht geschehen? Nichts anderes, als daß ein Mensch gesungen hatte, voll Andacht und Liebe. Und daß ein Apostel lächelte und einem Bauern das Herz weich wurde.

Und als die Resei ganz schüchtern das Knie an die Füße Georgs drückte, und der Schlitten auf der Hochleiten war, wo links der große Hochleitenhof lag und rechts der Schlernbauerngrund, wo also die zwei Nachbarn sich sozusagen die Hände reichten, da stand der Georg auf, schob sein grünes Hütl mit dem Gamsbart zurück, und aus seinem roten Mund unter dem kleinen braunen Schnurrbartl hervor flog ein Jodler, so hell und so übermütig und so kunstvoll und lang und schön über die Wälder und Berge in diese herrliche Nacht, daß neben den Schlernbäuerischen sicher die Rehe und alles andere Getier der Wälder aufwachte vor soviel Freud in der heiligen Nacht, der Weihnacht . . .

---

# Ein Reh schneit herein

Eine Weihnachtsgeschichte von Franz Friedrich **Oberhauser**

Albrecht war von der langen Höhenwanderung müde geworden. Gegen Abend traf er auf eine einsame Holzfällerhütte. Er beschloß, hier die Nacht zu verbringen; richtete die Pritsche her und zündete ein kleines Feuer auf der offenen Herdstelle an. Dann saß er noch ein Weilchen draußen auf der Bank und sah die Sterne heraufkommen. Aber jenseits hinter dem Gamskar stieg eine schwarze Wolke auf, die rasch größer wurde. Dann blies ein Sturm daher, brachte erst eisigen Regen, dann Schnee, und schließlich schneite es regelmäßig weiter.

In dieser Nacht wachte Albrecht auf. Er hörte ein leises Wimmern an der Tür, der Sturm war wieder voll geworden und raufte mit dem Schnee und den tiefen Wolken. Eine Weile horchte Albrecht in das Gelärm hinein, dann stand er auf, drückte die Tür aus dem Schloß und fan ein junges Reh, das sich vor dem Sturm hierher geflüchtet hatte. Er hob es hoch, trug es in die Hütte, setzte sich an das Feuer. Es fiel ihm ein, daß er unter seinen Vorräten noch eine Dose Milch hatte. Er öffnete sie, wärmte sie über dem Feuer und gab dem Tier zu trinken. Er fühlte eine große Behaglichkeit dabei. Wie sonderbar doch das Schicksal war. Er war aus der Stadt fortgezogen, ein Mensch allein wollte er Weihnachten ferne, irgendwo auf den Bergen feiern; die Menschen verdrossen ihn; er wollte nichts sehen, nichts von ihrer Fröhlichkeit, von ihrem Tun und Lassen. Er wollte allein sein.

Und nun schickte ihm das Schicksal ein anderes Leben des Weges, eines um das er sich sorgen mußte. Er kannte dieses Alpengebiet; er wußte, wie lange hier oft die Stürme anhalten, und wie schwer es war, einen Abstieg zu finden, wenn nach einigen Tagen alles verschneit war.

Aber nun war er ja nicht allein. Das Reh zitterte und schmiegte sich vertraulich an seine Knie. Albrecht tastete mit leiser Hand über das nasse Fell, er streichelte es, tat ihm gut, gab ihm zu essen; es gab Heu in der Hütte; er zerbrach es, das